

Michael J. H.
Zimmermann

Heimat, einmal anders gesehen «Hauptsach, se schaffet!» – Die Baar als Einwanderungsland

Die Bevölkerung der Industrieregion Schwarzwald-Baar ist seit anderthalb Jahrhunderten enorm gewachsen. Verachtfacht hat sie sich z. B. in Schwenningen seit 1870. Alle sind sie Schwenninger (geworden) – zumal, wenn dem Satz des «Ur-Schwenningers» Rolf Mehne allgemeine Gültigkeit zuerkannt wird: *Wer ein halbes Jahr in unserer Stadt lebt und kann Spätzle schaben, der ist Schwenninger unerachtet seiner Nationalität und Religionszugehörigkeit.* Heimattägliche Sonntagsreden, dass die *Alemannen unser aller gemeinsame Wurzel* seien, machen sie freilich müde lächeln, die Zuwanderer in eine Region, die in Notzeiten vor der Industrialisierung als Sahelzone Süddeutschlands Wirtschafts-, Glaubens-, Staatsflüchtlinge in die ganze Welt entsandte.

Wie begegnen bei gegenläufigem Migrantentstrom die Einheimischen den Fremden, die aus dem «Ausland» zuziehen, das bis ins 20. Jahrhundert ja für Württemberger schon in Baden begann? Wie finden sich die Neuankömmlinge zurecht? Welche Identität bilden sie aus? Kann Integration gelingen? Welche Schwierigkeiten stehen ihr im Wege: einst, heute, morgen, wann immer Arbeitsmigranten gebraucht werden? Fragen werfen sich auf in der Ausstellung über *Die Baar als Einwanderungsland*, die bis zum 31. Juli 2009 im Uhren-Industriemuseum Schwenningen zu sehen ist, gestützt und vertieft mit einem beachtlichen Begleitprogramm. Im Schmelztiegel einer Stadt mit attraktiver Industrie werden Antworten gesucht – am Beispiel von Einzelschicksalen, in denen wie im Brennglas Weltgeschichte erscheint in all ihren Facetten: Be- wie Entheimatung stehen für die Wechselfälle des Geschicks. Gibt es die rechte Zeit für Einwanderung? Wann stehen die Zeiger der Uhr auf fünf vor zwölf? Wann auf fünf nach zwölf? Zuwanderer mit ihrer Kultur und Lebensart aber sind Teil der Geschichte am Ort ihrer Ankunft; ihr Beitrag wird gewürdigt in einer neuen Heimatkunde, die nicht ausgrenzt, was zu ihr gehört.

Ich bin Schwenninger, das könnten derzeit viele «Menschen mit Migrationshintergrund» in der Stadt am Neckarursprung sagen. *Ich bin Deutscher* weit weniger. Lokale Zugehörigkeit geht vor nationaler Identifikation. Am höchsten ist die mit dem Arbeitsplatz, wo sich einer auf den andern verlassen können muss. *Hauptsach, se schaffet!* tönt da nicht nur der Arbeitgeber, sondern auch der einheimische Kol-

lege: (Protestantische) Arbeitsethik gewinnt verbindenden Charakter – bei *Mautheanern* und *Kienzleannern*. Die Uhren- als die Mutter-Industrie (nach der hohen Zeit der Schuhfabrikation) war es neben der Bauarbeit, die für den Zustrom in die Baar gesorgt hat. Es lockt dieser andere Rundgang durch Stadt, Landkreis, Region, zu den Arbeitsplätzen. Vom Bahnhof als Ort von Ankunft und Abreise führt er über die Baustelle mit ihren Gerüsten und Handwerksgeräten zu den Stollen des Südschwarzwälder Eisenbergbaus, in die Uhrenfabrik, ins italienische Eiscafé, in die Siedlung für Heimatvertriebene und zu philippinischen Schwestern ins Krankenhaus.

*Wanderarbeiter aus Italien und Böhmen –
«Schwenninger Italiener» als Itaker beschimpft*

Lebensschicksale in Bruchstücken: In Texten, Bildern, Exponaten bricolageartig dargestellt vor dem Hintergrund von Figuren, die aus alten Brettern gefügt sind, farbig, Symbole einer Welt, die bunt erscheint, wo Fremdes sich anverwandelt, das Vorhandene bereichernd. Italiener im Eisenbahnbau wie Wilhelm Rossi, der (in Blumberg) vom Wanderarbeiter zum geachteten Einheimischen wird, ermöglichen erst die Industrialisierung. Die harte Arbeit an Tunneln, Brücken, Dämmen nehmen Saisonarbeiter



Nicht von «ausländischen Mitbürgern» wüssten Schwenningens Ziegeleibarracken zu erzählen, sondern von Fremd-, Zwangs- und Gastarbeitern und von in die Vernichtung deportierten Sinti.



In Schwenningen bauen die Jakobs ihr Heim: In der Kniebisstraße freuen sich Mathias und Anna Jakob mit Alois, Elfriede und Käthe am Dasein als Schwenninger Bürger, die es zu etwas bringen.

aus Italien und Tirol auf sich: Sie schaffen den Anschluss an die Welt, ohne den die Regio im Verkehrsschatten verkümmerte. Böhmen und Italiener finden sich neben Sinti als längst heimischen Migranten auch in den Ziegelwerken, deren Baracken hintereinander Saison-, Zwangs-, Gastarbeitern erbärmliche Schlaf- und Wohnstätte werden.

Böhmen strömen in die Zündholzfabrik, in die Schuhindustrie. Der Schuster Mathias Jakob wandert 1897 aus Bergreichenstein zu, findet lohnende Arbeit; seine Frau Anna schenkt ihm sechs Kinder. Sie werden Schwenninger Bürger, bauen ihr Häusle, gelten bis 1937 als Tschechen. Der in Schwenningen geborene Sohn Alois wird als deutscher Soldat im Dritten Reich an die Front geworfen, kehrt als



Giuseppe Cipriani (links) ist am Neckarquell aufgewachsen: ein Italiener mit deutscher Disziplin. In Venedig gründet er Harry's Bar, in der er mit Größen wie Ernest Hemingway anstoßen wird.

Kriegsschwerbeschädigter heim, wird «nach dem Zusammenbruch» mit seiner Frau Katharina Bertsche aus Dauchingen für staatenlos erklärt – im Gegensatz zu den nun von den Tschechen vertriebenen böhmischen Verwandten: Ein Kapitel deutschen Staatsbürgerrechts, das jenseits des Paragraphenreichs auf wenig Verständnis stößt; ungeschriebene Heimatkunde zudem.

Die erste italienische Industriearbeiterin taucht mit Maria Rigoni aus Asagio 1902 in Schwenningen auf. Weitere folgen, auch in der Uhrenindustrie – nach Villingen sogar. Was Wunder, wenn die in der Firma Kienzle aufgehende Uhrenfabrik Werner über ihr Zweigwerk in Verona junge Frauen anwirbt! Giuseppe Cipriani, dessen Vater in der rasch wachsenden Hauptstadt der evangelischen Baar als Maurer arbeitet, derweil die Mutter eine Pension umtreibt, wächst seit 1904 am Neckarquell auf, geht in die Schule, wird 1914 der Kriegsfeindschaft wegen mit seiner Familie ausgewiesen. Er wird 1931 «Harry's Bar» in Venedig gründen – und mit Ernest Hemingway anstoßen. Doch der Mann, den seine Lehrer gern auf dem Gymnasium gesehen hätten, bleibt im Herzen *Schwenninger Italiener*, als der er sich erinnert: *Wir Kinder besuchten die Schule. Es dauerte ungefähr ein Jahr, bis wir die Sprache einigermaßen beherrschten. Wir freundeten uns mit deutschen Kindern an, hauptsächlich mit solchen, die aus dem gleichen Milieu stammten wie wir, deren Väter sich als Tagelöhner und Fabrikarbeiter verdingten [...] Ich wuchs auf wie ein Deutscher, und ich fühlte mich wie ein Deutscher. Die ganze Atmosphäre behagte mir sehr. [...] Ich war stolz, in einem Land zu leben, wo der Unterricht nichts kostete und man am Ende der Schulzeit sorgfältig beurteilt wurde. Ein Junge mit abgeschlossener Schulausbildung konnte als Lehrling in einer Fabrik arbeiten. Und natürlich wurde er dafür bezahlt und versichert, selbst als Ausländer.*

Seinen Erfolg führt er auch auf die Mentalität seiner deutschen Heimat zurück: *Ich wurde Gehilfe in einer Uhrenfabrik. [...] Der Sinn für Präzision, die Ordnungsliebe und die Abneigung gegen Schlampigkeit – all das ist mir seither zutiefst vertraut. Diese Lektionen wurden mir zwischen Zahnrädern und Haarfedern beigebracht. Schlimm ist für ihn, dass 1914 plötzlich alle Menschen ‚im geliebten Land‘ zu meinen Feinden geworden waren, auf die ich unter Umständen schießen mußte. Allmählich wuchs das Misstrauen gegenüber uns Itakern, bald wurde der freundlich klingende Spitzname zu einem verächtlichen Schimpfwort. Giuseppe Fieramonte, der im Alter von zwölf Jahren 1886 aus Verona zuzieht, um Terrazzomacher zu werden, ergeht es ähnlich – als man den Itakern die Türklinken mit Kot bestreicht: Er, der vom Saisonarbeiter zum Gründer einer Unternehmerdynastie aufstei-*

gen wird, kehrt wieder, erstellt Häuser, legt Fliesen, kachelt, beteiligt sich am Bau der Gasleitung. 2006 feiert seine Firma das hundertjährige Jubiläum, geleitet von seinem Enkel mit italienischem Pass.



Einen Hauch von «Venezia» zaubern die Zampollis mit ihren Eiskünsten in den deutschen Süden, von Schwenningen aus auch im benachbarten Villingen.

Schwenninger Juden und lex Schlenker – Zwangsarbeiter in der NS-Kriegswirtschaft

Die Zampollis hingegen, «Europäer mit italienischer Kultur» und Vorreiter gehoben südländischer Gastronomie lang vor Pizzerien und Ristoranti, bilden eine Eisdien-Dynastie, seit Mario 1938 die seit vier Jahren bestehende Schwenninger Eisdiele übernahm. Wie alle Eiskonditoren aus dem Zoldo-Tal in den Dolomiten kehren die Zampollis anfänglich über die Wintermonate heim. Wie wichtig es ist, ausweichen zu können, zeigt sich, als während des Nationalsozialismus für sie die Probleme beginnen, allerdings erst am Ende des Krieges. Anders als für die Schwenninger Juden, die wie Schlenker-Olmanns einst aus Rotterdam oder wie die Familie Katz aus Odessa zugezogen waren, Uhrmacher die einen, Fabrikdirektoren und Handelsleute die andern. Ernst und Willi Schlenker sind 1925 als waschechte Schwenninger geboren, verbringen eine unbeschwerter frühe Kindheit, sind beliebte Sportler (württembergische Meister im Boxen, in der Reichsauswahl) bis in der Schule Hakennasen an die Tafel gemalt werden: Rassemerkmale, die sie aufweisen

sollen. Nach der «Reichskristallnacht» flieht Jozina Schlenker mit ihren Zwillingen nach Rotterdam – und überlebt in den Niederlanden auf abenteuerliche Weise. Reinhard Schlenker, der treu zu seiner Familie steht, überlebt im Quecksilberbergbau des Rassenmischlingslagers Leimbach bei Halle an der Saale. Nach dem Kriege wird auf Antrag von Prinz Bernhard mit der lex Schlenker dem vorbildlichen Mann der Zuzug in die Niederlande als einzigem Deutschen erlaubt: Die Familie ist nach vielen Jahren wieder vereint.

Das Schicksal der Fremd- und Zwangsarbeiter fehlt nicht: Die deutschen Facharbeiter sind als Soldaten eingezogen; die NS-Kriegswirtschaft muss dennoch funktionieren. Also fordern die Firmen beim Reichsministerium für die Kriegsproduktion Fremdarbeiter an. Ganz freiwillig kommen nur die wenigsten. Während die Arbeitsverpflichteten aus den besetzten West-Nationen wie Holland, Belgien, Frankreich mit indirektem Zwang über entsprechende Erlasse und Meldeverfahren eingezogen werden, ist man im Osten wenig zimperlich: In der Sowjetunion werden auf offener Straße wahllos Frauen verhaftet, verladen und mit dem, was sie



Unter erbärmlichen Bedingungen fristete die Ukrainerin Christina Demočka im Schwenninger Ostarbeiterlager ihr Leben. In der Fabrik musste sie Zünder für Bomben bauen.



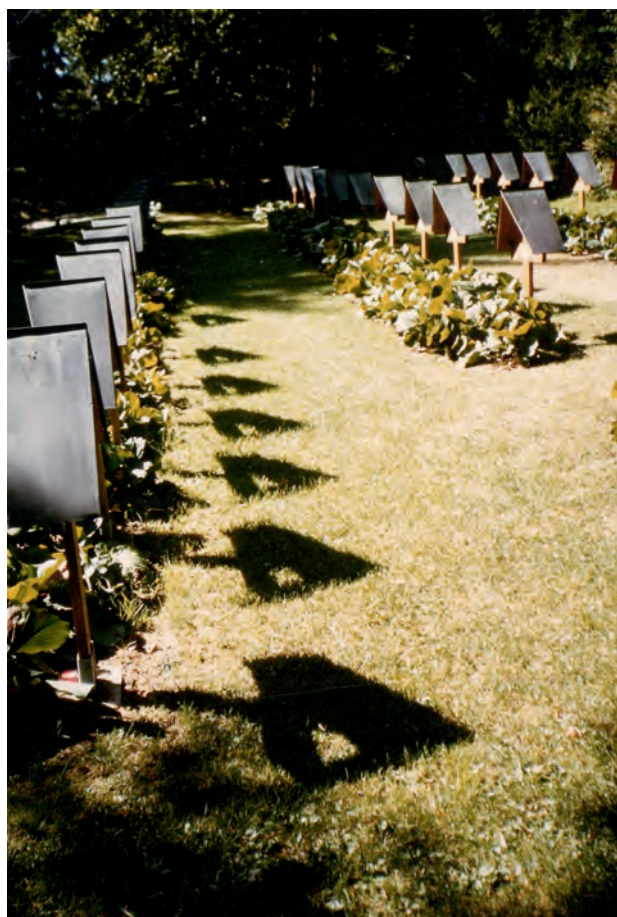
Ein Leben unter dem Hakenkreuz war den jüdischen Zwillingen Ernst und Willi Schlenker, hier mit ihren Klassenkameraden und dem Klassenlehrer an der Schwemninger Gartenschule, nach 1938 nicht mehr möglich.

gerade bei sich tragen, zur Zwangsarbeit nach Deutschland verbracht. In Schwemningen kann man wie in Villingen davon ausgehen, dass 1944 ein Viertel aller Arbeitenden in der Industrie Fremdarbeiter sind. So auch die aus der Ukraine verschleppte Christina Demočka, die Zünder bauen muss für Bomben auf die eigene Heimat. Im «Lager Nord», einem so genannten Ostarbeiterlager, ist sie unter miserablen Bedingungen untergebracht. Unter Bewachung wird sie täglich zur Arbeit bei der Firma Irion und Vosseler abgeholt und abends wieder ins Lager zurückgebracht. Ihr Foto wird sie nach der Befreiung an die Familie Schlenker nach Schwemningen schicken: Ihr und anderen Zwangsarbeiterinnen geholfen, ihnen gelegentlich Kleidung und Essen gegeben zu haben, attestiert sie den Schlenkern. Aber die Mehrheit der Deutschen verschmähte und verabscheute uns [...] Es war den Deutschen sogar verboten, uns zu grüßen, geschweige denn uns irgend beliebige Hilfe zu leisten. Weshalb auf dem «Russenfriedhof» der Stadt nicht nur viele ums Leben gebrachte Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen bestattet sind, sondern auch deren Kinder, von Geburt an bis zum raschen Tod als *Untermenschen* behandelt.

Besser als den Bemitleidenswerten im Ostarbeiterlager geht es z. B. Thijs Jonker, einem privilegierten holländischen Fremdarbeiter, der als *ausländischer Zivilarbeiter* im Büro von Kienzle-Apparate beschäftigt ist, im requirierten Gasthaus «Waldhorn» wohnt, im Anzug Sonntagsausflüge macht. Wer denkt heute aber noch an das Schicksal der *heimatlosen Ausländer im Bundesgebiet*, der *displaced persons*, für die es kein Zurück in die Heimat mehr gibt: der im Land der Täter bleibenden Zwangsarbeiter, KZ-Häftlinge, verschleppten und germanisierten Polenkinder, ...?

2.800 Flüchtlinge und Vertriebene in Schwemningen –
Seit 1955 «Gastarbeiter» in der Bundesrepublik

Das Blatt wendet sich; das Reich bricht zusammen. Fünfzehn Millionen Flüchtlinge und Vertriebene aus den deutschen Ostgebieten drängen in den Westen, zu dessen Aufbau sie später nicht unwesentlich beitragen. Über 2.800 werden allein in Schwemningen eine neue Heimat finden, das sich bei allgemeiner Wohnungsnot den Herausforderungen stellt: Die Massenlager in der Gewerbeschule sind bald Geschichte. Der als Lyriker sich rasch einen Namen machende Handelslehrer Roderich Tinzmann wird 1950 für Schwemningens Karlschule ein Gewinn – nach langer Odyssee des aus Böhmisches-Leipa 1945 Vertriebenen. Trotz Wohnungsnot – 1949 kommen auf einen Einwohner zehn Quadratmeter Wohn-



Auf dem Schwemninger Waldfriedhof begraben sind als «Untermenschen» behandelte Zwangsarbeiter, -arbeiterinnen und deren Kinder. Der «Russenfriedhof» erinnert an den Rassenwahn der Nationalsozialisten.

fläche – erhält die Familie eine ordentliche Bleibe. Ehrenämter in der Kirchengemeinde St. Franziskus sind hilfreich für die Einwurzelung des Vorsitzenden der Sudetendeutschen Landsmannschaft in der neuen Heimat. Viele ihrer Mitglieder suchen den Weg in die größte Uhrenstadt der Welt, ihnen des Zweigwerks von Kienzle-Uhren in Komotau wegen ein Begriff. Sie werden Teil des Wirtschaftswunderlandes, das im Wiederaufstieg Schuld zu verdrängen weiß.

Die junge Bundesrepublik Deutschland wirbt Arbeitskräfte aus dem Ausland an. Der boomenden Industrie genügen die einheimischen Arbeitskräfte nicht: Zu viele sind ja in Hitlers Armee auf der Schlachtbank des Krieges geblieben. Ab 1955 werden Anwerbeabkommen mit Italien, Spanien und Jugoslawien geschlossen, ab 1960 mit der Türkei und Portugal. 1964 wird der einmillionste «Gastarbeiter» feierlich und mit Geschenken willkommen geheißen. Er soll wie seine Schicksalsgenossen nur auf Zeit in Deutschland bleiben – in den Anfangsjahren gilt noch das Rotationsprinzip. Die Betriebe aber wollen ihre gut eingearbeiteten Leute auf Dauer halten, und die gute Konjunktur bestätigt den Bedarf. Die Gastarbeiter lassen ihre Familien nachkommen und sich mit ihnen hier nieder. Erst die Ölkrise 1973 führt zu einem völligen Anwerbestopp. Heute leben hier bereits die Enkel und Urenkel der ersten Gastarbeitergeneration, gehen hier zur Schule und zur Arbeit. Die lange geführte Diskussion über die Frage, ob Deutschland Zuwanderungsland sei, mutet vor diesem Hintergrund grotesk an. Sie verneint seit je die äußerste Rechte, die zuweilen stimm(en)gewaltig auftritt, zunehmend bei steigenden Arbeitslosenzahlen und in der Strukturkrise der postindustriellen Gesellschaft: Republikaner, Nationaldemokraten, Vertreter der Deutschen Liga für Volk und Heimat. Sie erfahren das (zunächst) Fremde nicht als Bereicherung.

Dabei lieben die «ausländischen Mitbürger», auf Zeit angeworben, für immer geblieben, ihre neue Heimat. Der Baske Rufino Olaverria Vazques folgt 1961 wie seine Landsleute dem Ruf *El milagro alemán!*, denn Wirtschaftswunderliches wird in Spanien ebenso bewundert wie Demokratisierung und Abkehr vom faschistischen Regime. Zunächst wirkt Deutschland mit seinen Kriegsschäden an Gebäuden und Menschen auf ihn bedrohlich wie ein *gefallener Riese*. Ausländerfeindlichkeit aber nimmt er selten wahr. In Schwenningen fühlt der Pensionär sich heute *zu Hause*, arbeitet als Hobbybildhauer, sammelt historische Arzteinstrumente, wertvolle Bücher und ... Uhren.

Die geben den Deutschen den Lebenstakt vor, finden die Griechen Georgio und Dimitra Karaiskos:



1961 kamen die ersten Finninnen nach Schwenningen, bald darauf auch Pirjo Kauppinen als eine von mehreren «Praktikantinnen» der Uhrenfabrik Mauthe. Sie blieb hier «hängen».

Was der erste Eindruck in der neuen Heimat war? Der Lebensrhythmus. Für uns war es komisch und auch ein wenig beklemmend zu erkennen, wie die meisten Deutschen exakt alles, was sie vorhaben, vorausplanen. Der Kroatie Spiro PejkoVIC kommt als begeisterter Fußballer 1963 mit einer kroatischen Mannschaft zu einem Freundschaftsspiel nach Schwenningen. Die weltoffene Sportstadt gefällt dem Rasenkünstler gut. Er findet Freunde und Anerkennung, also bleibt er, eine bekannte Größe im hiesigen Fußballgeschehen: Spieler, Trainer, Schiedsrichter zuletzt. Über Fußballkontakte findet er seine Arbeitsstelle bei Steinel-Normalien. Die Söhne Darko und Marin wachsen *als Schwenninger* auf und gründen hier Familien.

Das tun auch Finninnen, die seit 1961 dem Lockruf Schwenningsens erliegen. Pirjo Kauppinen kommt 1962 als eine von mehreren «Praktikantinnen» zur Uhrenfabrik Mauthe. Sie arbeiten in verschiedenen Abteilungen der Fabrik, lernen nebenher noch Deutsch, wohnen in einem Wohnheim und verdienen dennoch mehr Geld als in Finnland. Die meisten von ihnen haben einen Handelsschulabschluss und wollen den einjährigen Aufenthalt zur Auslandserfahrung für ihr späteres Berufsleben nutzen. Doch Pirjo Kauppinen und fünf andere bleiben hier hängen: der Liebe wegen. Und eine Deutsch-Finnische Gesellschaft gibt es auch.

Bei «ausländischen Mitbürgern» Türken dominant –
Asylbewerber scheitern an «Festung Europa»

Eine Deutsch-Türkische wird nicht ewig auf sich warten lassen, denn eine der stärksten Einwanderergruppen unter den 5.492 ausländischen Mitbürgern sind laut Statistik in Schwenningen mit seinen gegenwärtig 31.877 Einwohnern die Türken, die auch im Lande gut vertreten sind. Weshalb die Frage sich aufwirft, wann nach dem doppelbändigen Werk über Synagogen in Baden und Württemberg das über Moscheen erscheinen wird. Mit 19 Jahren zieht Ayse Sural 1973 aus Reyhanli nach Schwenningen. Die deutsche Sprache bringt sie sich nach und nach selbst bei. Ihre Arbeitskollegen helfen mit Skizzen, wenn sie etwas nicht versteht. Einen Deutschkurs muss sie abbrechen, weil er sich mit dem Schichtdienst nicht vereinbaren lässt. Seit 2000 besitzt sie die deutsche Staatsangehörigkeit und betont, dass ihr Probleme mit den Behörden fremd seien. Sie arbeitet heute bei Maico Tex und lobt die gute Arbeitsatmosphäre. Zu ihren Freunden gehören Einheimische.

Auch Krankenschwestern aus Asien sind des Pflagenotstands wegen Villingen-Schwenningerinnen geworden: Connie Bosse kommt, als Pflegekraft gezielt angeworben, 1970 aus den Philippinen nach Deutschland – mit einem auf drei Jahre befristeten Vertrag und Schulden für das Flugticket. Sie bleibt, heiratet: eine dauerhafte *Stütze unseres Gesundheitssystems* – wie junge Frauen aus Indien, Indonesien, Korea, ...



Der Fall geglückter Integration: Der syrische Künstler Mohamed Ali Baker erhält nach acht Jahren in Schwenningen den deutschen Pass – und macht sich einen Namen in der neuen Heimat.

Ausländische Mitbürger aus aller Herren Länder bereichern die Szene, oft genug heiß begehrte Damen oder Herren. Ob sie Einheimische heiraten? Heimatvertriebene stünden auch zur Wahl. Flüchtlinge gar aus der DDR. Und Spätaussiedler zuletzt. Wie Rosa Brumhardt, die siebzehnjährig 1992 mit ihrer Familie sich in Uschba (Kasachstan) auf den Weg macht: die vorletzte Familie, die das früher nur von Deutschen bewohnte Dorf verlässt. Ihren Verwandten folgen sie. In der Familie sprechen sie eine schwäbische Mundart, die Sprachprobleme nie auftauchen lässt. Umso mehr ärgert sie sich über die schlechte Beurteilung der Russlanddeutschen in der Bevölkerung, die ohnehin selten genug dazu bereit ist, den Zuzug aus den Staaten der früheren Sowjetunion als Kriegsspätfolgenlast zu akzeptieren. Doch sind nicht die Russlanddeutschen nach Hitlers Angriff auf die Sowjetunion in den Fernen Osten deportiert worden, haben nicht viele dabei nicht nur Hab und Gut, sondern auch das Leben verloren? Und war Deutsch nicht eine verbotene Sprache in der Sowjetunion?

Zu dem bunten Gewimmel in einer Stadt, die seit Jahrhunderten Parallelgesellschaften kennt, kommen, Gott sei Dank, Asylanten aus aller Welt, die vor Verfolgung hier ihre Zuflucht suchen; freilich sind es infolge der im gesamteuropäischen Rahmen erfolgten Verschärfung des Asylrechts, das aufgrund der bitteren Erfahrungen im Dritten Reich im Grundgesetz verankert ist, immer weniger: 1991 sind in der Doppelstadt im Zweistromland von Neckar und Brigach 681 Asylbewerber zu zählen; 2008 gerade einmal 19. Die Festung Europa spottet der Menschlichkeit.

Für Samba Kamara ist Schwenningen seine Heimat –
Schicksal der vietnamesischen Familie Nguyen

Samba Kamara flieht 1999 den Tod in den Bürgerkriegswirren Sierra Leones. Hier ist für ihn alles fremd. Vorurteile sind schwer auszuräumen: An «Schwarze» vermieten Schwenninger nicht gerne. Zumindest nicht jene, die *Ausländer raus!* brüllen, gegen Fremde hetzen, die Saat des Hasses säen, die bei der Brandstiftung 1992 im Asylantenheim West aufgegangen wäre, welche Villingen noch vor Mölln und Solingen zu einem traurigen Ruf in der Welt verholfen hätte, wäre nicht gerade noch rechtzeitig gelöscht worden – wenige Jahre nur nach dem Säureanschlag auf Äthiopier in der Schwenninger Gewerbestraße. Heute sieht Samba Kamara mit Frau und Kind in Schwenningen seine Heimat, während Afrika sein Land ist. Der Syrer Mohamed Ali Baker steht sogar vor der Einbürgerung; seit acht Jahren

lebt der bildende Künstler in Schwenningen, das als Stadt kulturellen Aufbruchs in der Regio keinen schlechten Namen hat, macht sich hier peu à peu selbst einen, bereitet seine erste große Einzelausstellung im neuen Leben vor. Freunde findet er auch und (vielleicht) Heimat wieder im wohlwollend Anderen. Einzuwurzeln beginnt er sich, der seinen Integrationskurs glanzvoll absolviert hat, mit seiner Familie. Die *Schwenninger Kulturnacht* pflegt er zu bereichern; Mitglied der Donaueschinger Künstlergilde ist er geworden.

Ausgeschafft aber wird im Oktober 2003 im für seine rigide Abschiebep Praxis neben Bayern bekannten Baden-Württemberg die vierköpfige vietnamesische Familie Nguyen: Nachts um 2 Uhr aus den Betten geholt, müssen Nguyens in aller Eile ihre Sachen packen und werden nach Hanoi ausgeflogen. Die Mitschüler sind wütend und traurig zugleich. Seit 1992 lebten die vier friedlich in Königsfeld-Neuhausen. Beide Eltern hatten eine Arbeitsstelle. Die Tochter Thi Bang Tham stand im Wirtschaftsgymnasium der Königsfelder Zinzendorfschulen kurz vor dem Abitur; der Sohn Duy Duc besuchte die kaufmännische Schule in Villingen. Nur aufgrund der schrillen Empörung in weiten Teilen der Bevölkerung, des moralischen und finanziellen Einsatzes von Schule, Kirchen, christlichen Kreisen gelingt es, zumindest den Kindern die Wiedereinreise zur Erlangung des Schulabschlusses zu ermöglichen.

Heute haben beide eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis; gegen die Eltern ist das unbefristete Ein-

Hauptsache schafft! – Die Baar als Einwanderungsland

Uhrenindustriemuseum
VS-Schwenningen

Dienstag bis Sonntag 10–12 und 14–18 Uhr
Führungen auf Anfrage, Tel. 07720/38044

reiseverbot aufrechterhalten. Selig aber sind, die Heimat schenken. Dazu zählt nicht jeder Innenminister. Während Ministerpräsident Erwin Teufel in der Frage seine Hände gebunden sieht, verteidigt Thomas Schäuble, derjenige des Landes Baden-Württemberg, die Abschiebep Praxis des Landes damals mit den Worten: *Wir brauchen keine weitere Zuwanderung.* Auch dies könnte sich als Irrtum erweisen. Sind wir denn nicht verstärkt auf neue Migranten angewiesen, um die Sozialsysteme funktionsfähig zu erhalten? Die Antworten unserer Zeitgenossen werden als Hörprogramm in einem Rettungsflöß abgespielt. Die klügsten vereinen Eigeninteresse und Menschlichkeit im Wissen darum, dass Nächstenliebe oft das beste Geschäft in eigener Sache ist.

Hermann Bausinger, Albrecht Benzing, Christel Pache zuge-
dacht in Dankbarkeit für ihren mitmenschlichen Einsatz

Im Oktober 2003 abgeschoben wurde die Familie Nguyen nach elfjährigem Aufenthalt – bei Nacht und Nebel morgens um zwei, mochte sie sich noch so gut integriert haben: Thi Bang Tham stand da kurz vor dem Abitur; nur sie und ihr Bruder Duy Duc durften auf Kosten protestierender Bürger wieder einreisen. Hier ein Bild aus glücklicheren Tagen.

